

MERCEDES
LAUENSTEIN

BLANCA



aufbau

ROMAN

Zwei

Ich mache Musik an. Das habe ich in der sechsten Klasse perfektioniert: Musikhören, obwohl keine Musik da ist. Ich kam wieder in eine neue Schule, die dritte in jenem Jahr, und in meiner Klasse hatten alle einen MP3-Player. Ein paarmal auf dem Heimweg teilte ein Junge seinen mit mir. Immer ein Lied für ihn, eins für mich. Ergab für mich immerhin fünf Lieder, bis die Kreuzung kam, an der er abbiegen musste und ich musiklos nach Hause ging. Mit Musik im Ohr wird alles bedeutsam. Plötzlich sieht man sich von oben, von unten, von allen Seiten gleichzeitig, jeder Schritt federt nach, und man spürt alles auf einmal. Es ist, als ob man einen Film sieht. Als ob man *in* dem Film ist. Mit Musik im Ohr versteht man endlich, was man nie erklären kann.

Ich wünschte mir einen MP3-Player. Und bekam nur eine Winterjacke aus dem Kinder-Secondhand. Meine Mutter sagte, ich müsse einsehen, dass es wichtiger sei, nicht zu erfrieren, als auf der Straße Musik hören zu können. Die Jacke hatte ein hässliches pink-oranges Muster, das ich mit dem Edding unseres Mitbewohners schwarz übermalte. Der Edding war leer, bevor das ganze Muster übermalt war, und auf dem Rücken blieb eine handgroße Stelle Hässlichkeit. Ich vollendete mein Werk mit schwarzem Kugelschreiber. Sah insgesamt ziemlich beschissen aus. Was die Musik angeht, fing ich einfach an, sie mir vorzustellen. Ich habe das auch mal mit Essen probiert, aber das funktioniert nicht. Der Körper merkt, dass im Magen nichts ankommt. Das macht alles nur noch schlimmer. Aber mit Musik geht es, man kann sie perfekt wiedergeben im Kopf, wenn man ein Lied oft genug gehört hat und sich wirklich konzentriert. Man darf nur nicht anfangen mitzusingen, das klingt erbärmlich, als ob man einen Witz ohne Sinn für die Pointe

nacherzählt. Aber wenn man die Musik in sich drinbehält, ist es gut.

Ich weiß nicht, wo meine Mutter jetzt ist. Ich sehe sie durch die Straßen jagen, in der Dämmerung, mit ihrem blauen Schal und dem wehenden Mantel und den gruseligen Augen. Vielleicht hockt sie in einer Hafenkneipe, vielleicht verkauft sie sich als Nutte, vielleicht hat sie Freunde, von denen ich nichts weiß, oder sie hat sich schnell welche gesucht. Höchstwahrscheinlich hat sie auf der Straße jemanden kennengelernt. Irgendjemanden, der ein Gästezimmer hat oder einen Kellerraum mit Schlafsofa. Die einen sind gute Elektriker, die anderen begabte Anwälte, talentierte Schneider oder hervorragende Köche – meine Mutter ist so eine Art Real-Life-Schauspielerin. Ihre Bühne ist die Straße, ihr Gehalt besteht nicht aus Scheinen und Münzen, sondern aus Sachwerten, Kost und Logis. Sie tischt den Leuten irgendeine Geschichte auf, wieso wir gerade keine Wohnung haben, und schon organisieren sie uns irgendetwas. Für den Rest gibt es Gelegenheitsjobs. Manchmal arbeitet meine Mutter als Friseurin. Sie hat sich in einem Laden für Friseurbedarf einfach eine Grundausstattung gekauft. Ein Zertifikat will eh niemand sehen. Schminken kann sie auch. Aber am besten ist sie darin, Lebensratschläge zu erteilen, und dafür geben die Leute ihr sowieso alles. Manchmal verteilt sie auch Tropfen, die sie selbst zusammenmischt und in denen nichts Besonderes drin ist, nur Wasser und Schnaps. Aber die Leute glauben dran.

Jetzt mache ich Klaviermusik an. Leise Klaviermusik, Töne wie Glaspfropfen an Zweigen. Auf einer Bank an den Gleisen sitzt im roten Sonnenlicht ein Mann, er sitzt nur da und guckt. Und weg ist er. Dunkelgrüne Abendwiesen. Heubahnen. Ein Fluss. Zwei Jungs am Ufer, einer fuchtelte mit einem Ast. In weiße Hüllen gekleidete Autos auf einem Autozug. Ein Schaf. Wieder Felder. Vor einem Stall grast ein braunes Pferd, erst einen Moment später erkenne ich, dass ein Junge

rücklings draufliegt und in den Himmel guckt. Was denkt der? Ich möchte auch so daliegen.

Und weg ist er. Holzverschläge. Jägerhochsitze. Man kann eigentlich überall wohnen, man muss einfach nur einziehen. Es gibt so viel Platz. So viel Feld, Wald, Wasser. So viele verfallene Hütten auf Wiesen. Schornsteine. Tonnenweise Altpapier, bunte, zerdrückte Kartons. Gabelstapler. Güterzüge. Marode Fabrikhallen.

Güterzüge auf einem Abstellgleis. *Johanna, mein Leben ohne dich ist wie der Strand ohne Sand*, steht in riesigen Lettern auf einem Waggon. Mir ist flau. Fühlt sich an wie eine Mischung aus Erschrockensein und Sehnsucht. Habe ich schon mein ganzes Leben. Zum Glück nicht immer. Meistens nur zur Dämmerung. Meine Mutter sagt, das ist die große Traurigkeit. Ich hab sie mal gefragt: Welche Traurigkeit? Sie hat gesagt: die des Lebens. Einige haben die, andere nicht. Wenn man sie hat, entkommt man ihr nicht. Man fühlt nur dauernd diese unbestimmte Sehnsucht nach etwas, das nicht zu bekommen ist, und weil diese Sehnsucht unauflösbar bleibt, sammelt sie sich als Traurigkeit im Bauch. Sie hat sie auch. Und deshalb haben wir auch beide diese Augenringe. Ich will, dass die weggehen, habe ich ihr gesagt. Aber sie hat gesagt, das ist auch so eine Dummheit, vor der ich mich hüten muss: alles wegmachen zu wollen, was mir nicht gefällt.

Dabei macht sie selbst alles weg, was ihr nicht gefällt, sonst würden wir nicht ständig umziehen.

Ich stelle mir vor, wie meine Mutter in ein paar Tagen in die Wohnung zurückkommt, vielleicht auch schon früher. Vielleicht genau in diesem Moment. Sie denkt, ich sei nur kurz rausgegangen, geht duschen, räumt auf, reißt die Fenster auf, zieht sich was Schönes an, redet laut mit den Mitbewohnern, tut so, als sei nichts gewesen. Sie ignoriert die Scherben, die sicher eh schon jemand weggeräumt hat, und sie ignoriert alle Nachfragen zur ramponierten Badezimmertür. Sie strahlt

und klemmt die Zigarette zwischen die Zähne und verlässt sich darauf, dass ihre Verdrängungstaktik funktioniert. Wie immer.

Aber nichts ist wie immer. Und irgendwann merkt sie es. Merkt, dass ich nicht mehr nach Hause komme. Sucht nach meiner Tasche und findet sie nicht. Sucht ihr Geld und findet es nicht. Kapiert: Ich bin weg. Ohne Nachricht. Mit der ganzen Kohle.

Der Zug fährt langsamer.

Ich muss aufs Klo. Meine Tasche nehme ich mit. Wenn die weg ist, bin ich erledigt. Als ich mich zu meiner Tasche runterbeuge, sehe ich unter dem Sitz einen Kinderfuß. Ein Mädchen fläzt auf dem Boden. Ich spähe durch die Lücke zwischen Fenster und Sitz nach hinten. Die Mutter schläft mit der Stirn ans Fenster gelehnt, ihr Mund steht leicht offen. Sie sieht erschöpft aus.

Das war unser Alltag, wenn wir uns nicht gerade irgendwo ein Auto geschnorrt hatten: fläzen und Zug fahren. Mein Kopf auf unserem Gepäck. Warten auf die nächste Stadt, die nächste Ansage meiner Mutter, unser nächstes Leben. Einmal, da war ich noch nicht in der Schule, wollten wir nach Bremen. Wir saßen in einem wahnsinnig lahmen Regionalzug, der alle zehn Minuten irgendwo anhielt. Da griff meine Mutter plötzlich unter den Sitz, wo ich mein Lager gebaut hatte, und sagte: »Wir sind da.«

Es war nicht Bremen. Es war irgendein Ort, an dem der Bahnhof ein Haus ohne Fensterscheiben war, der Stationsname halb runtergerissen. Wir fuhren eine Weile bei einem Bauern auf dem Traktor mit, schliefen ein paar Nächte bei einem alten Ehepaar im Keller auf zwei Matratzen am Boden und zogen zu einer alleinstehenden Frau in ein verfallenes Haus. Abends gab es Käsefondue in einem braunen Tontopf. Ich weiß fast nichts mehr aus dieser Zeit. Was wollten wir da? Hatte meine Mutter dort einen Job gehabt? Wo hatten wir vorher gewohnt? Was kam danach? Ich weiß nur noch, dass das Brot bei der Frau so hart

war, dass ich es in meine Milch fallen ließ, bevor ich es in den Käse tunkte. Unser Bett stand auf dem Speicher an einem runden Fenster. Aus dem Fenster sah man ein Rapsfeld und dahinter Bäume, die so laut rauschten wie das Meer. Einmal brach ich auf, um es zu suchen. Ich ging immer weiter durch die Felder, hörte es lauter werden und lauter, fand es aber nicht. Am lautesten Punkt blieb ich stehen und sah nach oben. Ein Meer aus Blättern.

Mehr weiß ich nicht.

Es hätte keinen Sinn, meine Mutter danach zu fragen. Immer wenn ich sie nach früher fragte, mimte sie die Überraschte. Als hätte sie noch nie vom Konzept Erinnerung gehört. Sie sagte, sie vergesse das meiste einfach gleich wieder. Dabei guckte sie, als wäre sie stolz drauf. Lächelte mich mitleidig an und nannte mich »arme kleine Nostalgikerin«. Sagte mir, dass das Leben jetzt stattfinde. Dass wer sich an der Vergangenheit festhalte oder um die Zukunft Sorge, eine arme Geisel seiner Ängste sei und in Wahrheit nur noch eins wolle: endlich sterben.

Ich nehme meine Tasche und gehe den Gang runter. Im Zugklo stinkt es nach Urin und Schweiß. Ich betrachte mich im Spiegel. Blass, strähnige Haare, Augenringe. Mein Mund ist irgendwie schief. Unterm Auge habe ich eine rote Stelle.

Das bin ich. Mit fünfzehn. In noch mal fünfzehn Jahren bin ich dreißig. Was ist dann?

Letztes Jahr hab ich zum ersten Mal mit jemandem geschlafen, und direkt danach hab ich gedacht: Okay, das war's jetzt also. Vorher schien es mir unerreichbar weit entfernt, als würde es nie passieren. Und dann war es auf einmal da. So schnell geht alles vorbei. Falls ich mit dreißig noch lebe, werde ich genau wissen, was von heute an alles passiert ist. Ich will, dass es perfekt wird. Mein Leben ist ab jetzt ein leeres Haus, und da kommt nur noch rein, was mir gefällt. Als